

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

In der Mitte der großen Werkstatt stand eine sauber gedeckte Frühstückstafel, an der Frau Hartung die Ankömmlinge erwartete. Bald saßen diese auch in vertraulichster und gemüthlichster Stimmung um den Tisch herum. Hartung hielt den Zeitpunkt für gekommen, seine Ansprache zu halten, und indem er leise an's Glas klopfte, erhob er sich und sagte zu den in sehr aufmerksamer Ruhe Harrenden:

„Werthe Freunde und Mitarbeiter! Wie der Seemann, wenn er aus sicherem Hafen hinausfährt auf die schwanken, gefahrdrohenden Wogen des Meeres zur wagemuthigen Fahrt, so stehen auch wir heute am Anfang einer unsicheren, gefahrvollen Fahrt durch die Wogen des Lebens. Noch ruht in der Zukunft schwarzem räthselhaftem Schoße unser Geschick verborgen; wir kennen nicht die Stürme, die uns drohen, die Klippen und Tücken des Lebens, die uns, ebensowenig wie irgend Jemand in der Welt, erspart bleiben werden. Sind wir auch für diese Gefahren genügend ausgerüstet? Ist unser Steuer stark und kräftig genug für den Sturm? Ist unser Kiel widerstandsfähig gegen die Untiefen und Klippen?

Werthe Freunde und Mitarbeiter, haben Sie guten Muth. Das Haus, das Sie soeben betreten haben, ruht auf starken, soliden Pfeilern, auf denselben Pfeilern, auf denen die ganze Kultur des Menschengeschlechts ruht. Und diese Pfeiler heißen: Arbeit und Pflichterfüllung. Die Arbeit beherrscht die Welt, und die Pflicht regiert sie, und so soll es auch in unserem Hause sein jetzt und immerdar. Arbeit und Pflichtgefühl sollen uns der starke Wall und die kräftige Waffe sein, die uns in gleicher Weise gegen die Versuchungen von Welt und Menschen schützt, wie auch uns den Antheil an des Lebens Gütern erobert, worauf uns Gott und Natur ein Recht verliehen. Haben Sie guten Muth, werthe Freunde und Mitarbeiter,



Das „Bannen des Vampirs“ in Rumänien. (S. 243)

und wir werden im gemeinsamen Kampf das Leben überwinden, von dem schon der Psalmist sagt: „Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Haben Sie guten Muth, stehen Sie treu und ehrlich zu uns, und wir werden siegen — mag kommen, was da will.

Und nun lassen Sie uns nach altem Fug und Brauch ein Glas leeren, und zwar wollen wir anstoßen auf gemeinsame redliche Erfüllung unserer Pflicht und auf gedeihliche Arbeit!“

Ernst und markig hatte Hartung gesprochen, und ernst und würdig folgten die Anwesenden seiner Aufforderung. Man sah es den Gesichtern an, daß sie die einfache, schlichte Ansprache in ihrer tiefen Bedeutung wohl erfaßt hatten und gesonnen waren, die Parole: Arbeit und Pflichterfüllung, die ihr junger Chef ausgegeben hatte, hoch und heilig zu halten. Mit eigenthümlicher, ruhiger Feierlichkeit klangen die Gläser aneinander, als ob sie eine neue, muthig und kräftig aufwärtsstrebende Zeit einläuten wollten. —

Nach einer kurzen Weile klopfte auch Paul Hübner an sein Glas. Alle Welt hob überrascht den Kopf, und die Arbeiter raunten einer dem anderen zu: „Der Meister? Der Meister will auch eine Rede halten!“

„Es fällt mir gar nicht ein, eine Rede zu halten,“ sagte Hübner schlichthin; „ich kann's nicht. Ich will euch blos meine Braut zeigen. Da sitzt sie.“

Frau Hartung wäre beinahe vom Stuhle gefallen.

„Da haben wir das Malheur,“ seufzte sie ahnungsvoll. Aber sie wurde in dem freudigen Jubel, der sich nun erhob, nicht vernommen. Man drängte sich um die Verlobten, stieß mit ihnen an und beglückwünschte sie. Und endlich kam auch Frau Hartung selbst zu ihnen.

„Aber Käthchen —?“ sagte sie auf's Höchste erstaunt.

„Aber Mutter!“ erwiederte die glückliche Braut tief erröthend. —

Dann wurde Alles wieder fortgeräumt, die Männer zogen ihre Röcke aus und ihre Arbeitsblusen an, und bald glühten die Feuer, sprühten die Funken, loderten zum Schlot hinauf in die klarleuchtende Winterluft wie lustige Geister, die den Wolken erzählten von den Menschen da unten im Staube der Erde, die so lustig und muthig an das schwere Leben herantraten.

19.

„Wo kein Geld ist, braucht man nicht zu rechnen,“ pflegte Herr Jakobs häufig zu sagen, und das traf ja im Allgemeinen wohl auch zu. Aus nichts wird eben nichts, und wenn auch Walter Prätorius in der ersten Betäubung, in die er über die Bilanz von Prätorius & Comp. bei Abschluß des Jahres gefallen war, glaubte, er könne dadurch noch etwas retten, daß er Tag und Nacht rechnete und immer wieder die langen Zusammenstellungen der einzelnen Konti und das schließliche Facit überrechnete, so war das eben eine Selbsttäuschung.

Es ist ein Naturgesetz: Aus nichts wird nichts, und auch Walter mußte sich endlich überzeugen, daß er es nicht umzustoßen vermöge.

Trübe, müde, sterbensmatt — ein Greis von dreiunddreißig Jahren — stieg er, nachdem das Bureaupersonal schon längst fortgegangen war, langsam die Treppen hinan nach seiner Privatwohnung. Er war nun überzeugt: die Bank von Prätorius & Comp. stand vor dem Bankerott. Noch vor zwei Jahren hatte ihm sein Vater gesagt, daß die Bilanz ein Aktivkapital von über zwei Millionen Mark in der Bank ergebe. Und heute war nicht nur dieses Aktivkapital fort, sondern es waren Passiven im Betrag von mehreren hunderttausend Mark vorhanden.

Wo war das Geld hin? Freilich, die Hände des Grafen Lothar waren wie ein Sieb. Es fiel Alles durch, was man hineinthat. Er war ein umgekehrter Midas; alles Gold der Welt verwandelte sich in seinen Händen in werthlosen Tand, Totalisatorscheine, überflüssige Pferde, überflüssige Dienerschaft — eine wahre Fluth von allerhand Ueberflüssigkeiten, die zuletzt die Katastrophe herbeiführte, herbeiführen mußte. Aber Millionen konnten doch auf diese Weise nicht verloren gehen! Nein, gewiß nicht. Und hierin lag das, was auch Walter Prätorius zu Boden schmetterte und ihn an jeder Rettung verzweifeln ließ. Ja, wenn der Kommerzienrath nicht gerade in der größten Kalamität so rasch gestorben wäre! Er hätte vielleicht die Gefahren noch einmal beschwören können, noch einmal die treulose Fortuna durch Klugheit und Energie zwingen, noch einmal sich aus den Krallen des Spielteufels befreien können.

Vorbei, Alles vorbei! Energie, Klugheit? Walter Prätorius hatte sie nie besessen. Weder damals, als es galt, der sinnlosen Verschwendungssucht des Grafen Einhalt zu thun, noch je! Der vornehme Sohn aus reichem Haus hatte es nie für nöthig gefunden, in die Tiefen des Lebens hinabzublicken, er hatte sich damit beschäftigt, das Geld des Vaters unter die Leute zu bringen, hatte geistig und körperlich immer ausgegeben und ausgegeben, bis sich eine gähnende Leere in ihm durch den Mangel an jeglicher Lebensenergie, durch Schlaffheit und Lebensüberdruß kundgab.

Walter schritt jetzt durch die prunkenden, prächtigen Zimmer seiner Wohnung — Alles leer, todt und still. Die Zimmer Charlottens lagen noch da, wie die junge Frau sie verlassen hatte; hier eine angefangene Häkelei, dort ein umgeklapptes Buch — wo war sie? Wo war sie, die in so schwerer Stunde an die Seite ihres Mannes gehörte?

Er wußte es nicht. Er verkehrte nur noch durch den Rechtsanwalt mit ihr! War er schuld daran? Nein, er hatte nur das Glück, das neben ihm herwandelte, nicht verstanden. So war es wieder fortgeflattert.

Es war eine fürchterliche, unerträgliche Leere in ihm. Er ging weiter und weiter, durch seine Zimmer hindurch und hinauf in die Wohnung des Grafen Lothar.

„Wo ist mein Schwager?“ fragte er einen Diener, den er dort fand.

„Der Herr Graf ist zu einer Sitzung der Handelskammer gefahren.“

Walter lachte höhnisch auf. Handelskammer? Eine ganze Reihe von Handelskammern konnte sie nicht mehr retten.

„Und meine Schwester?“ fragte er weiter.

„Ist zu einer Wohlthätigkeitsvorstellung gefahren.“

„Das ahnungslose Geschöpf,“ dachte Walter; „heute zur Wohlthätigkeitsvorstellung und morgen schon vielleicht selbst auf die Wohlthätigkeit Anderer angewiesen —!“

Er ging wieder hinunter in sein Zimmer und sah durch das Fenster in die Nacht hinaus. Wildes Schneegestöber jagte durch die Straßen, dicke Flockenwolken wirbelten auf und ab wie vom Himmel verstoßene, ausgesetzte Geister.

Morgen ging's ihm vielleicht auch so. Was sollte nun überhaupt werden? Sollte er einen Schreiberposten annehmen — vorausgesetzt, daß man ihm einen solchen anvertraue — und in Zukunft Käse und Brod essen und Wasser trinken? Oder sollte er an der Ecke stehen mit krummer Hand, um die paar Pfennige, für die er Brod kaufen mußte, zu — erbetteln? Sollte seine bisherige Gesellschaft hinter ihm — und auch ihm in's Gesicht — die Nase rümpfen und höhnisch mit den Schultern zucken?

Nein, das war Alles nichts. Nichts sollte mehr sein. Für Walter Prätorius war das Ende seines Hauses auch sein eigenes Ende. Er konnte nicht das Leben führen, womit sich Tausende, ja Millionen begnügen müssen, und das war eben das Unheimliche, das Tragische in seinem Schicksal, daß ihn das Gold, das allen seinen Leidenschaften und Schwächen sklavisch stets geschmeichelt hatte, nun, nachdem es tückisch und verrätherisch unter seinen Füßen weggeglitten, hilfloser und elender machte, als alle Anderen, die nichts hatten. Nichts haben ist nicht das Schlimmste, aber Alles verlieren, das ist der Tod.

Die Frau Kommerzienrath trat ein, hastig, zerfahren, unsicher schreitend, wie immer in letzterer Zeit.

„Das ist eine schöne Lotterwirthschaft,“ schalt sie verdrossen, „morgen ist schon der 4. Januar, und ich habe mein Geld noch nicht. Was soll denn das heißen?“

„Du mußt Dich gedulden, Mutter.“

„Was? Gedulden? Du bist wohl nicht ganz gesund. Ich mich gedulden? Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nicht geduldet und will mich auch gar nicht gedulden. Ich will mein Geld. Verstehst Du?“

„Es ist jetzt keines da.“

„Keines da!“ wiederholte Frau Prätorius verblüfft mehrere Male, „das ist ja recht nett. Prätorius & Comp. hat kein Geld! Ha, das ist ja zum Lachen. Du willst mich wohl wieder Sparsamkeit lehren, wie schon damals, als ich nach Schweden fuhr? Gib Dir keine Mühe, ich verlange mein Geld, das mir testamentarisch zusteht. Ich borge der Bank keinen Tag. Ich will bei Heller und Pfennig, was mir zukommt. Das ist ja eine verwünschte Lotterei.“

„Mutter, beruhige Dich, es geht Dir nur, wie uns Allen. Wo nichts mehr ist, können wir nichts nehmen.“

„Habe ich's nicht immer gesagt, Walter? Du bist ein großer Tölpel. Gott sei's geklagt, ich weiß nicht, nach wem Du gerathen bist. Nach mir gewiß nicht —“

„Gott sei Dank,“ warf Walter flüchtig ein, aber seine Mutter überhörte es und fuhr polternd und in ihrer eigenthümlichen lallenden Eintönigkeit fort: „Ich will zu Lothar gehen. Ich bin sicher, daß er sofort Rath schaffen kann. Du lieber Himmel, in meinem Elend auch noch solch einen Sohn zu haben, der mich am liebsten hungern lassen möchte! Nun, Gott behüte Dich, Walter, Du bist ein großer Tolpatsch.“

Damit schwankte sie in ihrer fast beängstigenden, stoßweisen Gangart davon.

Walter Prätorius war sterbensmüde und sank matt in einen Sessel. Wieder verfiel er in ein unheimliches Brüten. Wie wirre Gespenster zogen die Bilder seiner Vergangenheit an seiner Seele vorüber. Lauter Nichtigkeiten, lauter leichtsinnige Frevel an sich und an der Welt. Gedankenlose Vergnügungen, Nachjagen kindischer Launen, jedes Ernstes, jeder Tiefe bar — ein Rausch! Nichts mehr. Und nun kam das Erwachen.

Er hatte stundenlang so gesessen. Mitternacht war längst vorüber, als er endlich wieder aufstand und klingelte. Sein Diener trat herein.

„Rufen Sie mir sogleich meinen Schwager, den Grafen Lothar,“ befahl er ihm.

Der Diener ging und kehrte gleich darauf wieder zurück.

„Der Herr Graf ist leider noch nicht zurückgekehrt,“ meldete er.

„So sagen Sie seinem Diener, daß ich Graf Lothar bitten ließe, sofort in mein Zimmer zu kommen, sobald er heimkehrt,“ sagte Walter mit ziemlicher Festigkeit, und der Diener ging, um sich seines Auftrages zu entledigen.

Eine Sorge mochte Walter noch haben. Er fürchtete wohl, daß der tückische lockende Glanz

des Goldes den Grafen Lothar so weit verblendet habe, daß er nicht mehr die Grenze sah, über die ein ehrlicher Mann und ein ehrlicher Name nicht gehen könne; er mochte fürchten, daß sich Graf Lothar mit Schurkereien trüge, die nimmermehr den Namen Prätorius besudeln durften. Mußte er zu Grunde gehen, so wollte er wenigstens als ehrlicher Mann sterben, nicht aber als Schwächling und Schurke von Neuem den verführerischen Irrlichtern der Fata Morgana nachjagen, die ihm die teuflische gelbe Majestät vorgaukelte.

Walter setzte sich an einen Tisch und schrieb mit fester, sicherer Hand einen ziemlich langen Brief, den er dann sorgfältig schloß und an den Grafen Lothar adressierte. Darauf langte er aus einem Sekretär zwei Revolver und lud beide mit je sechs Patronen. Den einen legte er neben den Brief an den Grafen Lothar auf den Tisch, den anderen behielt er in der Hand.

Als er aber die Waffe hob, um sie gegen seine Schläfe zu richten, zitterte seine Hand. Er seufzte tief auf und sah sich mit fürchterlichen, verzweifelten Blicken im Zimmer um. Dann setzte er sich in einen Sessel, und gleich darauf erscholl ein dumpfer, kaum hörbarer Knall. Ein leises kurzes Röcheln wurde hörbar, sonst herrschte Todtenstille im Zimmer und im ganzen Haus.

Der Kopf Walter's sank seitwärts herab auf die Brust, immer tiefer und tiefer, endlich rutschte der ganze Körper vom Sessel herunter und fiel unbeholfen auf den Teppich. Die Augen erloschen — —

Die gelbe Majestät hatte wieder ein Urtheil vollstreckt, eine Frucht von ihrem Giftbaum gepflückt — Walter Prätorius war todt!

20.

Gegen Morgen endlich trat Graf Lothar in das Zimmer Walter's ein. Er mußte wohl schon voll banger Ahnungen sein, denn er hatte tiefe Falten auf der Stirn und war ungewöhnlich hastig und erregt. Gleichwohl fuhr er im ersten Augenblick, als er die Leiche seines Schwagers am Boden liegen sah, erschreckt zurück.

Er errieth sofort, was geschehen war.

Blitzschnell sah er sich im Zimmer um und warf auch einen forschenden Blick hinter sich auf den Gang zurück. Es war Alles still; das ganze Haus lag noch in tiefster Ruhe. Ein paarmal schöpfte Graf Lothar tief Athem und allmälig erholte er sich von seinem Schreck. Seine Gesichtszüge nahmen nach und nach einen Ausdruck finsterer Entschlossenheit und kalter Ruhe an. Er kniete bei dem Todten nieder und betrachtete ihn einige Sekunden lang aufmerksam.

„'s ist schon Alles vorbei mit ihm," flüsterte er leise und wollte mit der feinen, auf's Peinlichste gepflegten Hand die Augen des Todten zudrücken, weil ihm der starre Blick ein unheimliches Grauen verursachte. Aber er fuhr wieder erschrocken zurück, weil der Körper sich so kalt, so schaurig, so gräßlich anfühlte. Todt! Noch nie war dem Grafen Lothar mit so entsetzlicher Deutlichkeit vor Augen getreten, was das eigentlich war.

Er stand auf und ließ den Todten liegen, wie er lag.

Dann fiel ihm der Brief in die Augen, der auf dem Tische lag und an ihn adressirt war. Daneben lag der geladene Revolver. Stumm sah der Graf beides eine lange Weile fast erstaunt an. Was sollte das heißen? Endlich nahm er den Brief in die Hand, besah ihn vorsichtig von allen Seiten und erbrach ihn. Er lautete:

„Lothar, das Ende ist da. Unsere Bilanz zeigt eine Verschuldung der Firma von fast einer viertel Million Mark auf. Du wirst wissen, was das zu bedeuten hat. Bis hierher waren unsere Schritte trotz alledem und alledem noch ehrliche, darüber hinaus würden sie Spitzbubenschritte sein. Ich hoffe, Du wirst die Grenze zwischen Ehre und Schande so sicher fühlen und treffen, wie ich sie gefühlt und getroffen habe.

Ich lege Dir Alles zurecht. Ich will hoffen, daß Du unseren ehrlichen Namen nicht durch Schurkereien besudeln und einen ehrlichen Tod einem Leben vorziehen wirst, auf dem die Verwünschungen und das Elend ruinirter Menschen lasten. Ich zeige Dir den Weg, und Du wirst mir folgen.

Dein unglücklicher Compagnon und Schwager
Walter Prätorius."

Graf Lothar stand einen Augenblick stumm und starr da, den Blick bald auf den Todten, bald auf den Brief gerichtet. Endlich nahm er auch den Revolver in die Hände, vorsichtig, vorsichtig, und — schob den Sicherheitsriegel ein.

Er hatte Furcht, daß das Ding etwa aus Versehen losgehen könne.

Was sollte denn das Alles heißen? War er darum so weit gegangen, um nun, wegen einiger Zahlen, wie ein feiger Narr zurückzuweichen vor der That? Hatte er so lange mit dem Teufel gespielt und sollte ihm jetzt, wo es galt, nicht in's Auge sehen können? In acht Tagen, in drei Tagen konnte er wieder Barmittel in der Hand haben, wie sie Prätorius & Comp. nie aufzuweisen hatten. Und er sollte sich jetzt todtschießen? Aus der Welt sich schleichen wie Jener, der dort lag? So kalt und starr?

Er müßte ja wahnsinnig sein! Wegen einiger Redensarten, die dem Verstorbenen da zuletzt eingefallen waren? Das Leben, wenn es doch um's Leben ging, war wohl dessen werth, was er thun wollte und schon gethan hatte.

Vorsichtig nahm Graf Lothar die beiden Waffen und schloß sie wieder in den Sekretär ein. Dann überwand er seine Scheu, hob den Todten wirklich auf und legte ihn auf eine Chaiselongue. Er sah dabei, daß Walter überraschend wenig Blut verloren hatte und die Wunde nur klein war, die, wenn man es geschickt machte, durch die Haare verborgen werden konnte. Er beseitigte sorgfältig alle Spuren, die auf den Vorfall hätten schließen lassen können, und war schon jetzt fest entschlossen, den Todesfall erst so spät als möglich und dann jedenfalls nicht so, wie er sich ereignet hatte, bekannt werden zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das „Bannen des Vampirs" in Rumänien.

(Mit Bild auf Seite 241.)

In manchen ländlichen Gebieten Rumäniens blüht noch heute der Vampiraberglaube. Wenn in einer Familie bald nach dem Tode eines Mitgliedes noch Andere sterben oder hinsiechen, so glaubt man, daß der oder die zuerst Verstorbene ein Vampir sei, der allnächtlich das Grab verlasse, um seinen Angehörigen das Blut und die Lebenskraft auszusaugen. Das „Bannen des Vampirs" geschieht dann in folgender Weise. Mehrere beherzte Männer graben in einer mondhellen Nacht die Leiche des Vampirs auf dem Friedhofe aus. Findet man sie noch wohlerhalten, so ist das nach allgemeiner Annahme ein untrüglicher Beweis, daß der oder die Verstorbene wirklich ein Vampir sei. Die Männer treiben nun einen spitzen Pfahl durch die Brust der Leiche, geben mehrere Gewehrschüsse auf sie ab (siehe unser Bild auf S. 241) und graben sie hierauf wieder ein, in der Ueberzeugung, daß der Vampir nun nicht mehr umgehen könne.

Von einem Felssturz überrascht.

(Mit Bild auf Seite 244.)

Die meisten Unglücksfälle in den Alpen sind auf Unvorsichtigkeiten oder thörichte Wagehalsigkeit zurückzuführen; allein auch den vorsichtigsten Alpentouristen kann ein Unfall zustoßen, wenn unvorhergesehene und unberechenbare Umstände eintreten. Zu solchen Gefahren gehören neben plötzlichem Nebel, Regen oder starkem Neuschnee und abgehenden Lawinen auch der Steinschlag in sogenannten Kaminen, sowie der plötzliche Absturz verwitterter Felsmassen von einer stark geneigten Wand (siehe das Bild auf S. 244). Solche Vorfälle sind natürlich sehr bedenklich, doch zeigt die Statistik des Alpensports, daß selbst sie meist ohne ernsteren Unfall verlaufen, falls man nur in guter Gesellschaft und mit sicheren Führern seine Wanderung angetreten hat. So werden hoffentlich auch die Touristen auf unserem Bilde trotz der sehr bedrohlichen Lage, in der sie sich befinden, mit dem bloßen Schrecken davonkommen.

Die kleine Fruchthändlerin.

(Mit Bild auf Seite 245.)

In der kühlen Vorhalle einer italienischen Kirche hält das kleine Mädchen, dessen Bild unser Holzschnitt auf S. 245 wiedergibt, einen Korb mit Früchten feil. Sie ist noch ein Kind, und zwar, der höchst armseligen Bekleidung nach zu schließen, gewiß sehr armer Leute Kind. Unschuldsvoll und gedankenlos schaut die Kleine ins Leere, wie in die Zukunft ihres Lebens. Ihre Sorge ist nur, wenn ein Vorübergehender ihrem Platze naht, an diesen etwas von den Früchten für ein paar Kupferstücke zu verkaufen. Wie froh ist sie, wenn sie Nachmittags mit dem bescheidenen Geschäft fertig ist. Barfuß wandert sie dann mit leerem Korbe und den Kupfermünzen in der Tasche auf der sonnenbestrahlten Landstraße wieder nach ihrem Dorfe, um der Mutter zu Hause den Ertrag für die Früchte des kleinen Gartens zu bringen.

Im Walde von Blois.

Historische Erzählung von Val. Fern.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war an einem Augusttage des Jahres 1570, als der Kohlenbrenner Nikolas Perrin mit seinem Sohne Roger emsig beschäftigt war, einen neuen Meiler aufzusetzen nicht weit von seiner Hütte in dem großen Walde, der sich westlich von Blois am Ufer der Loire entlang damals fast bis Tours hin erstreckte.

Schwül war das Wetter; ein Gewitter zog herauf. Der Donner grollte, Blitze zuckten in der Ferne. Die ersten schweren Regentropfen fielen durch das Laub der Bäume.

„Ich denke, wir machen jetzt Schicht, Roger," sagte der Kohlenbrenner. „Das Gewitter kommt uns sonst über den Hals. Es ist ohnehin bald Mittagszeit."

„Mir ist's schon recht," versetzte der Sohn. „Je eher wir uns zu Tische setzen können, desto besser, denn ich habe den Appetit eines jungen Wolfes. Und heute gibt es ja etwas ganz besonders Gutes."

Die Beiden verließen die Arbeitsstätte und schritten nach ihrer Behausung.

Nur zwei Räumlichkeiten enthielt die Hütte, eine Wohnstube mit alkovenähnlichen Schlafräumen in den Verschlägen rings herum und eine daranstoßende kleine Küche. In der letzteren hantirte geschäftig am lodernden Herdfeuer die Frau des Kohlenbrenners und deren Tochter Margot, ein hübsches Mädchen von neunzehn Jahren. Ein angenehmer Bratenduft drang von der Küche her, deren Thür offen stand, in die Wohnstube.

„Ihr kommt zu früh," sagte Margot. „Noch ist's nicht so weit mit dem Braten. Ein wenig Geduld müßt ihr haben. Ist's denn überhaupt schon Mittagszeit?"

„Des Gewitters wegen stellten wir die Arbeit ein," antwortete Roger, sich auf eine hölzerne Bank setzend. „Doch auch sonst hätte uns die Sehnsucht nach einer so außergewöhn-

lich guten Mahlzeit wohl etwas früher nach Hause getrieben."

In diesem Augenblick zuckte ein greller Blitz, dem krachender Donner folgte. Der Regen prasselte stärker nieder auf das Schindeldach der Hütte.

„Gott beschütze uns und alle anderen guten Christenseelen!" murmelte die Frau des Kohlenbrenners.

„Halloh!" schrie eine helle Stimme draußen im Walde.

„Zum Henker, es kommt Jemand!" rief Nikolas Perrin besorgt. „Wer mag sich wohl hierher verirrt haben in unsere Waldeinsamkeit bei solchem Wetter? Es wird doch hoffentlich kein Forstbeamter sein!"

Er selbst öffnete die Hüttenthür und schaute in's Freie. Da sah er, wie ein junger schmächtiger, einfach gekleideter Mann mit bleichem Antlitz und lockigem braunem Haar, das unter dem Barett hervorquoll, rasch der Hütte zuschritt, indem er sorglich unter seinem braunen Mantel einen Gegenstand zu verbergen schien, jedenfalls um denselben vor Nässe zu schützen.

„Halloh, Fremder!" rief der Kohlenbrenner. „Wohin des Weges?"

„Zu Euch, mein Braver," versetzte der junge Mensch. „Ich habe mich im Walde verirrt. Zum Glück kam mir eben Eure Hütte in Sicht. Ich bitte um Obdach, um Schutz vor dem Unwetter."

„Gern bin ich jedem Menschen gefällig in der Noth; doch man muß auch vorsichtig sein, denn wir leben in bösen Zeiten. Woher kommt Ihr?"

„Von Blois."

„Besorgt Ihr Geschäfte für die Försterei?"

„Nein, das fällt mir gar nicht ein; ich besorge immer nur meine eigenen Geschäfte."

„Wer seid Ihr denn eigentlich?"

„Möchtet Ihr das so gern erfahren, wackerer Waldbewohner? Nun, so vernehmt es und laßt jedes Mißtrauen schwinden: ich bin ein ganz einfacher Schlosser, Mechaniker und Büchsenschmied."

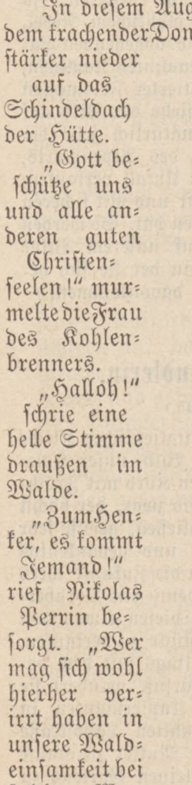
Nikolas Perrin schien durch die Auskunft einigermaßen beruhigt. „So, so!" brummte er. „Aber was führt Euch denn bei solchem bösen Wetter in den dicksten Wald?"

„Freund," sprach der Fremde, indem er unter das vorspringende Schindeldach schlüpfte, „ich hoffe, Ihr werdet mir kurze Gastfreundschaft gewähren, damit ich nicht noch ganz pudelnaß werde. Ich habe ein mechanisches Kunstwerk bei mir, das infolge der Nässe leicht rostig werden könnte."

„Tretet ein, junger Mann!" sagte der Kohlenbrenner. „Ihr müßt natürlich vorlieb nehmen, denn ich bin sehr arm und habe Euch keine Bequemlichkeit zu bieten."

Er führte den jungen Menschen in die Hütte, wo dieser seinen Mantel ablegte und zum Trocknen aufhängte. Dabei kam der Gegenstand zum Vorschein, den er bisher verborgen gehalten hatte. Es war eine sehr schön gearbeitete, kurze, sogenannte Stutzbüchse von kaum Ellenlänge mit so merkwürdigem, neuartigem Schloß, wie weder Nikolas Perrin noch dessen Sohn Roger je zuvor eines gesehen hatten.

„Das setzt Euch wohl in Erstaunen?" fragte lächelnd der Fremde, der neben Roger auf der Bank Platz genommen. „Ja, das ist etwas ganz Neues, erst vor etlichen Monaten von zwei



Von einem Felssturz überrascht. (S. 243)



Die kleine Fruchthändlerin. (S. 243)

Nürnberger Künstlern Erdachtes. Es ist das neue deutsche Radschloß, welches zehnmal besser, zuverlässiger und praktischer ist, als das seither gebräuchliche alte Luntenschloß. Ich habe diese Stutzbüchse erst ganz kürzlich aus Nürnberg erhalten und will's nun versuchen, eine ähnliche selbst zu verfertigen."

Er zeigte den sinnreichen Mechanismus.

„Das ist gewiß recht nett," bemerkte der Kohlenbrenner. „Aber was wolltet Ihr damit hier im Walde machen?"

„Ich wollte diese neue Stutzbüchse als Jagdgewehr probiren," versetzte der junge Mensch. „Dabei habe ich mich gründlich verirrt. Wie weit ist's von hier nach Blois?"

„Nur anderthalb Meilen ungefähr. Wenn Ihr eine Viertelstunde nach Süden geht durch den Wald, so gelangt Ihr auf den Weg, der längs der Loire nach Blois führt."

„Ich danke für die Auskunft."

„Habt Ihr auf ein Wild geschossen?"

„Nein; es lief mir keines vor die Flinte."

„Ich nehme an, daß Ihr einen Erlaubnißschein zur Ausübung der Jagd in diesem königlichen Gehege habt."

„Nein, ich habe nichts dergleichen und bekümmere mich auch gar nicht darum."

„Dann weiß ich wahrlich nicht, was ich davon denken soll," sagte kopfschüttelnd der Kohlenbrenner. „Junger Mann, Ihr kommt mir einigermaßen verdächtig vor."

Der Fremde sah ihn mit schalkhaftem Lächeln an und flüsterte geheimnißvoll: „Ihr haltet mich wohl für einen Wilderer, wie?"

„So wahr ich Nikolas Perrin heiße, ich muß gestehen, daß ich auf solche Vermuthung gerathen bin!"

„Und wenn ich nun wirklich ein Wilderer wäre, würdet Ihr mich dann verrathen?"

„Gewiß nicht! Ich bin ja kein Spion. Doch verhehlen will ich's Euch nicht: wenn Ihr von den Förstern des Königs erwischt werdet, so geht's um Kopf und Kragen. Die Jagdgesetze sind unmenschlich streng."

„Zum Henker mit den Jagdgesetzen! Wenn Ihr mich nur nicht anzeigt —"

„Ich thu's nicht!"

„Dann verrathe ich Euch auch nicht."

„Wie, was wollt Ihr damit sagen?" stammelte erschrocken der Kohlenbrenner.

Der junge Mensch lachte. Dann sprach er heiter: „Wenn mich meine Nase nicht trügt, so verspüre ich den Duft des allerschönsten Wildschweinbratens. — Ei, ei! Ihr seid also auch —"

„Was das Wildschwein anbelangt," stotterte Nikolas Perrin, „so bin ich ganz unschuldig dazu gekommen."

„Selbstverständlich," lachte der Fremde.

„Es war verwundet den Jägern und Hetzhunden entkommen, so lief es mir in den Weg, und ich gab ihm aus Barmherzigkeit einen Hieb mit der Schürstange über den Kopf, nur um die Leiden des armen Thieres zu beenden —"

„Und es hernach zu verspeisen."

„Sollte ich eine solche Himmelsgabe verachten? Einen Theil davon räuchere ich, einen Theil davon salze ich ein für den Winter. Freilich, kommt's heraus, so bin ich ein verlorener Mann."

„Ich will Euch helfen, den Braten aus der Welt zu schaffen."

„Das verstehe ich nicht. Was meint Ihr?"

„Dieser Bratenduft ist höchst appetitlich. Ich habe Hunger. Laßt mich an Eurer Mahlzeit theilnehmen! Es soll mir auf ein Stück Geld nicht ankommen."

„Gern, junger Mann! Ein Wildfrevler kann wohl freundschaftlich den anderen bewirthen im Walde. Gleiche Brüder, gleiche Kappen!"

Und Nikolas Perrin rief: „Frau, bringe nur den Braten herein!"...

Das Gewitter hatte sich unterdeß weiter verzogen; es tobte nicht mehr gerade über diesem Waldwinkel. Wie zuerst im Osten, so grollte jetzt im Westen der Donner.

Frau Perrin und Margot kamen herein mit der Mahlzeit. Der junge Fremde setzte sich mit an den Tisch, erhielt einen hölzernen Teller und speiste mit vielem Behagen.

„Selten hat mir ein Braten so gut geschmeckt," sagte er. „Gebt mir doch noch eine Portion! — Gevatter Perrin, Ihr habt da eine sehr hübsche Tochter. Hat sie einen Liebsten?"

„Allerdings hat sie einen," versetzte der Kohlenbrenner, „und zwar sogar einen jungen Schulmeister in dem benachbarten Dorfe Senart. Aber der hat vorläufig nur sechzig Livres Gehalt; da kann also an's Heirathen noch gar nicht gedacht werden. Ich vermag noch keine Aussteuer für Margot anzuschaffen, denn ich werde beständig von der hohen Obrigkeit ebenso ausgeplündert, wie alle anderen armen Leute in Frankreich. Für das Recht, eine gewisse Menge Holzkohlen im königlichen Gehege brennen zu dürfen, muß ich so schwere Abgaben bezahlen, daß für mich selbst beinahe nichts übrig bleibt bei diesem mühsamen Geschäft."

Bald nachher war die Mahlzeit beendet. Der Gast ruhte sich dann noch ein Weilchen aus, bis der Gewitterregen gänzlich aufgehört hatte.

Er zog einen Geldbeutel aus der Tasche und entnahm demselben eine Münze, die er, ohne sie anzusehen, dem Kohlenbrenner überreichte. Es war ein ganz neuer blanker, wie frisch aus der Münze gekommener Sechslivresthaler, welchen Perrin vergnügt einsteckte, denn er konnte das Geld sehr gut gebrauchen, da er in den nächsten Tagen bei dem königlichen Domänenverwalter in Blois eine Zahlung zu leisten hatte.

„Jetzt will ich fort," sagte der junge Mensch, indem er das Barett auf sein Lockenhaupt setzte, den Mantel umhing und nach seiner Stutzbüchse griff. „Also gerade in südlicher Richtung muß ich gehen?"

„Jawohl; dann gelangt Ihr nach einer Viertelstunde auf die Landstraße."

Der Kohlenbrenner geleitete den Gast vor die Hüttenthür und sah dem Davonschreitenden nach, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war.

— — — — — — — — — — —

Nach Verlauf einiger Tage wanderte Nikolas Perrin nach Blois, um seine Abgaben zu entrichten.

Der neue blanke Sechslivresthaler, welchen er von dem jungen Menschen erhalten hatte, erregte im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Einnehmers, der denselben sorgfältig prüfte auf sein Aussehen, Klang und Gewicht.

„Der Thaler ist falsch," sagte er endlich. „Wo habt Ihr den her?"

„Von einem unbekannten jungen Menschen habe ich ihn erhalten," erklärte der Kohlenbrenner in einiger Bestürzung. Und er berichtete in Kürze, wie er zu der Münze gekommen war.

„Das scheint mir wenig glaublich," sagte mißtrauisch der Beamte. „Bei derartigen Geschäften wird ja gewöhnlich einem geheimnißvollen Unbekannten, der nicht zum Vorschein kommt, die Schuld aufgebürdet."

Perrin betheuerte, daß er die reine Wahrheit gesagt habe. Aber das half ihm nichts. Die Polizei wurde von dem Vorfall benachrichtigt. Man schickte einstweilen den unglücklichen Kohlenbrenner in's Gefängniß und sandte nach dessen Hütte im Walde einen Kommissar. Nach gründlicher Haussuchung fand man zwar kein Falschmünzereigeräth, wonach man eigentlich gefahndet hatte, wohl aber in einem Versteck die Stücke eines geschlachteten und zerlegten Wildschweins.

Infolge dieser verhängnißvollen Entdeckung wurde auch Roger Perrin sofort verhaftet und nach Blois gebracht. Margot und ihre Mutter blieben in namenlosem Jammer in der Waldhütte zurück.

Vater und Sohn hatten sich nun wegen Wildfrevels und muthmaßlicher Falschmünzerei zu verantworten. Des ersteren Verbrechens waren sie schon überwiesen; und was das zweite anbelangte, welches sie energisch leugneten, so dachte der Justizbeamte, welcher das erste Verhör mit ihnen vornahm, mit der solchen Leuten eigenthümlichen Kriminallogik: „Wer des Königs Wildschweine stiehlt, dem ist auch zuzutrauen, daß er falsche Thaler macht!"

So schien es denn, daß die beiden armen Kohlenbrenner rettungslos dem schrecklichen Verhängniß verfallen sollten. Wildfrevel wurde damals mit furchtbarer Strenge geahndet, doch noch furchtbarer Falschmünzerei.

2.

In alter Zeit war das Schloß zu Blois an der schönen Loire häufig die zeitweilige Residenz der französischen Könige. Auch der jugendliche Karl IX. — zur Zeit unserer Erzählung zwanzig Jahre alt — hielt sich zur Abwechslung gern dort auf.

Dieser seltsame Monarch bekümmerte sich nicht viel um die Regierungsgeschäfte, hatte aber sonst recht vielseitige Talente. Er war ein gewaltiger Jäger und der beste Waldhornbläser seines Reichs. Ja, Jagd und Waldhornblasen betrieb er mit so leidenschaftlichem Eifer, daß er durch das Uebermaß allmälig seine Gesundheit zerrüttete.

Dann war er ein sehr geschickter Schlosser und Mechaniker. Wie im Louvre zu Paris, hatte Karl auch im Schlosse zu Blois eine wohleingerichtete Schlosserwerkstätte.

Ferner war er auch Dichter, und zwar machte er recht hübsche Verse. Mit Pierre de Ronsard, dem damals berühmtesten Dichter Frankreichs, unterhielt er einen lebhaften poetischen Briefwechsel.

Die gereimten Episteln der Beiden sind äußerst amüsant. Man liest sie noch heute mit Vergnügen.

Es war ein sonnenheller Herbstvormittag. König Karl beschäftigte sich emsig in seiner Schlosserwerkstätte. Sein zierlicher kleiner Leibpage Olivier war bei ihm, um, wenn nöthig, den Blasebalg zu ziehen oder sonstige Handlangerdienste zu verrichten.

Auf einem Werktische lag auseinandergeschraubt das künstliche Radschloß der von den Nürnberger Meistern Georg Kuhfuß und Kaspar Recknagel im Frühjahr 1570 erfundenen neuartigen Stutzbüchse. Mit Eifer bemühte sich Karl, höchsteigenhändig ein ganz ähnliches Flintenschloß zu verfertigen; aber es wollte ihm leider nicht so gelingen, wie es hätte sein sollen.

Nachdem er sich wieder einmal zwei Stunden lang damit abgequält, wurde er der Sache überdrüssig. Er warf seinen Arbeitskittel ab, wusch sich die Hände und ging in ein anstoßendes Gemach, wo er sich an den Schreibtisch setzte und zur Abwechslung eine neue Epistel an Ronsard zu dichten begann. Nachdem er ein Weilchen nachgedacht, fing er an zu schreiben:

„Ronsard, mein Freund, von Blois schreibe ich.
Wo ich auch bin, stets denke ich an Dich.
Denn uns verbindet ja in Harmonie
Der Künste schönste: holde Poesie.
Ob ich hier bin in meinem Prachtpalaste,
Ob ich im finstern Walde bin zu Gaste
Bei Florian, dem braven Kohlenbrenner:
Stets denk' ich Dein, stets bleibe ich Dein Gönner."

So weit hatte Karl seine Epistel gereimt, als er stutzig wurde. Wohlverstanden, nicht über den schlechten Reim: „Gönner" auf „—brenner". Denn damit nahm es der königliche Poet nicht so genau. „Reim' dich oder ich fress' dich!" war auch bei ihm ein dichterischer Grundsatz. Nein, es schien ihm, daß der Name „Florian" nicht richtig sei. Der Vorname des Kohlenbrenners, den dieser selbst einmal genannt hatte, mußte anders lauten. Doch der König vermochte sich nicht mehr darauf zu besinnen.

Nun, da war ja leicht Rath zu schaffen.

„Olivier," rief er, „laufe hinunter und erkundige Dich irgendwo nach dem Vornamen des Kohlenbrenners Perrin, der draußen im Walde, nicht weit vom Dorfe Senart, wohnt."

Der Page verneigte sich und ging hinaus. Unterdessen reimte Karl an seiner Epistel weiter. Schon nach einer Viertelstunde kam Olivier zurück und berichtete:

„Sire, der Kohlenbrenner heißt Nikolas, und sein Sohn heißt Roger."

„Richtig!" rief der König. „Jetzt fällt mir's auch ein." Er durchstrich in der Epistel den Namen Florian und schrieb dafür Nikolas hin. Dann sagte er: „Das hast Du ja merkwürdig geschwind ermittelt, Olivier."

„Sire, das war leicht. Die ganze Stadt spricht ja von diesen Kohlenbrennern. Die Gerichtsitzung würde bald anfangen, sagte man mir. Man meint, daß die Beiden heute gefoltert und morgen oder übermorgen zuerst gehängt und dann verbrannt werden sollen."

„Was schwatzst Du da für tolles Zeug, Olivier!" rief der König höchlich erstaunt. „Wer will mir meine braven Freunde aus dem Walde zuerst aufhängen und dann sie auch noch verbrennen?"

„Die hohe Justiz, Sire! Die Perrins haben ja Wildschweine gestohlen und falsche Sechslivresthaler gemacht —"

„Alle Wetter!" murmelte Karl, „habe ich denn vielleicht aus Versehen —" Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche und musterte den Inhalt. „Wahrhaftig, es fehlt mir einer von meinen vier neuen Thalern! — Olivier, meinen Hut, meinen Mantel! Ich will nach dem Justizpalast. Da muß ich denn doch ein Wörtchen mitsprechen!"

Wenige Minuten später verließ der jugendliche Monarch, gefolgt von seinem Leibpagen und einem Gardekapitän, das Schloß und schritt nach dem nahe dabei befindlichen Gerichtsgebäude hin, vor dem viele Neugierige standen, die aber nicht eintreten durften, denn das Gerichtsverfahren war damals nicht öffentlich.

Ehrfurchtsvoll verneigten sich alle vor dem König, auch der Thürhüter und die Polizisten, welche in der Vorhalle standen.

Karl schritt ungestüm zur Thüre des großen Gerichtssaals und öffnete dieselbe. Einen Augenblick blieb er hinter der niederhängenden Portière stehen.

Er hörte, wie Nikolas Perrin mit kläglicher Stimme sprach: „Bei meiner Seligkeit, auf die ich hoffe, das, was ich und mein Sohn aussagten, ist die reine Wahrheit. Ich bekenne, daß ich das verwundete Wildschwein tödtete und mich desselben bemächtigte. Den falschen Sechslivresthaler habe ich von dem unbekannten jungen Menschen erhalten."

„Es ist nichts Anderes aus ihm und seinem Sohne herauszubringen," sagte mit scharfer Stimme der Kronanwalt. „Obgleich Beide der ihnen zur Last gelegten Verbrechen genügend überführt erscheinen, so halte ich es doch für zweckmäßig, sie noch der „scharfen Frage", wenn nöthig bis zu den letzten Graden, zu unterwerfen, um auf solche Weise sie zu dem Geständniß zu zwingen, wer der Verfertiger des falschen Thalers ist, denn nach meiner Ueberzeugung wissen sie das wohl, wollen es aber doch nicht bekennen."

„Und wenn man uns zu Tode martert, wir können nichts Anderes aussagen!" jammerte der unglückliche Kohlenbrenner. „Verflucht sei das verwünschte Wildschwein, verflucht auch der verwünschte junge Mensch, der Bösewicht —"

In diesem Augenblick trat Karl in den Saal. Richter und Beisitzer erhoben sich, um sich tief zu verneigen.

„Ich erscheine hier als freiwilliger Zeuge in dieser Sache," sagte mit heller Stimme der hohe Ankömmling.

Ueberrascht wandte Nikolas Perrin sich um. „Da ist er ja!" schrie er ganz außer sich. „Ha, das ist der junge Mensch, der junge Bösewicht —"

„Schweigt doch!" rief der Oberrichter gebietend. „Der da vor uns steht, ist Seine Majestät König Karl in Person!"

Der Kohlenbrenner und sein Sohn waren auf's Aeußerste erregt über diese seltsame Wendung in ihrer gefährlichen Angelegenheit.

Ein Sessel wurde gebracht. Karl setzte sich. Dann sah er mit stolzem Blick die Richter an und sprach: „Diese armen Leute aus dem Walde sind ganz unschuldig, sind meine Freunde. Es ist wahr, daß Perrin mein Wildschwein getödtet hat; aber das sei ihm verziehen; ich war bei ihm in seiner Hütte zu Gaste und habe selbst den Wildschweinsbraten mit verspeist. Den falschen Sechslivresthaler habe ich ihm aus Versehen gegeben, denn er hätte eigentlich einen echten haben sollen. Und damit man sich nicht länger die Köpfe zerbreche, so erkläre ich, daß ich den falschen Thaler und noch drei andere selbst gemacht habe*). Das steht mir ja wohl frei, wenn es mir beliebt. Ich bin Keinem Rechenschaft schuldig; aber eine Erklärung will ich dem Gerichtshofe doch geben. Vor meiner Abreise von Paris sagte ich zu meinem Münzmeister Lahire, daß seine neugeprägten Sechslivresthaler schlecht gerathen seien; nichts sei leichter, als dieselben nachzumachen. Um ihm den Beweis für meine Behauptung zu liefern, habe ich mich hier zu Blois damit belustigt, einige falsche Thaler zu machen. So verhält sich die Sache."

Nach dieser merkwürdigen Erklärung des Königs mußte der Gerichtshof natürlich sofort die beiden Angeklagten freisprechen.

„Schickt Euern Sohn Roger unverzüglich nach Hause, damit er Eure Frau und Tochter beruhige," sagte Karl zu dem Kohlenbrenner. „Ihr selbst aber sollt nach einer Stunde zu mir in's Schloß kommen, denn nach all' den Schrecknissen, die Ihr ausgestanden, will ich Euch eine besondere Gnade erweisen."

Darnach verließ der Monarch den Gerichtssaal. —

Nikolas Perrin verfehlte nicht, nach Ablauf einer Stunde sich im Schlosse einzufinden. Der Page Olivier führte ihn sofort zum König.

Karl überreichte ihm zuerst einen Geldbeutel, indem er sagte: „Hier sind fünfzig Thaler, die schenke ich Euch zur Aussteuer für die hübsche Margot. Diesmal sind's richtige echte Sechslivresthaler — habt also keine Angst! Was den Schulmeister zu Senart betrifft, welchen die Margot zu heirathen gedenkt, so will ich über ihn nähere Erkundigungen einziehen lassen. Ist er wirklich ein tüchtiger Mann, so soll er eine bessere Stelle erhalten; dafür will ich sorgen."

Darauf gab ihm der König eine Pergamenturkunde und sprach weiter: „Und dies habe ich soeben in meiner Kanzlei für Euch selbst ausfertigen lassen, Meister Perrin. Es ist das Patent Eurer Ernennung zum königlichen Hofkohlenbrenner. Fortan sollt Ihr das Recht haben, in meinem Walde viermal mehr Kohlen brennen zu dürfen, als seither, und zwar ohne irgend welche Abgaben dafür zu entrichten. Ferner soll meine Jägerei Euch jedes Jahr ein ausgewachsenes Wildschwein und einen feisten Damhirsch liefern. Und ein besseres Häuschen will ich auf meine Kosten für Euch bauen lassen. Für alles dieses habt Ihr nur eine einzige Gegenleistung zu übernehmen."

„Und welche, Eure Majestät?" fragte Nikolas Perrin in freudigster Erregung über so viel Glück.

Karl sagte lächelnd: „Jedesmal, wenn ich mich in Blois aufhalte, habt Ihr mir einen Sack voll der allerbesten, ausgesuchtesten und gutgesiebten Holzkohlen frei in's Schloß für meine Werkstätte zu liefern. Das ist Alles! Nun könnt Ihr gehen."

— — — — — — — — — —

Das Abenteuer des Königs mit dem Kohlenbrenner im Walde bei Blois gab damals Veranlassung zu allerlei Gedichten. Einige Lobhudler priesen in ihren Versen Karl über alle Maßen wegen seiner in dieser Angelegenheit bewiesenen Gerechtigkeitsliebe. Andererseits fehlte es aber auch nicht an giftigen Satiren über den „königlichen Falschmünzer".

Nicht ganz vier Jahre waren verflossen, da starb König Karl IX. eines plötzlichen Todes, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt. Zu den Wenigen, die ihm ein dankbares Andenken bewahrten, gehörte der Dichter de Ronsard, den er mit so vielen poetischen Episteln beehrt hatte, und ferner die wackere Kohlenbrennerfamilie im Walde bei Blois, welche er durch seinen Leichtsinn allerdings zuerst fast in's Verderben gebracht, der gegenüber er sich dann aber so großmüthig und edel bewiesen hatte.

*) Es ist Thatsache, daß Karl IX. falsches Geld machte, freilich mehr zu seiner Belustigung, als um Unheil damit anzurichten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein findiger Gastwirth. — Gehört es schon nicht zu den Annehmlichkeiten, wenn man auf europäischen Eisenbahnen infolge irgend eines Naturereignisses an einem Punkte sitzen bleibt und momentan nicht weiter kann, so sind derartige Vorkommnisse doch nicht zu vergleichen mit denen, wie sie sich mitunter auf den Bahnstrecken des amerikanischen „wilden Westens" abspielen. Handelt es sich in der alten Welt gewöhnlich in solchen Fällen nur um wenige Stunden, die einen Zug an einen bestimmten Fleck bannen, so werden drüben nicht selten zwei, drei bis acht Tage daraus, ehe ein festsitzender Zug befreit wird.

Im Jahre 1884 befand ich mich in einer aus etwa zehn Häusern bestehenden kleinen Ortschaft, Namens Daggett, in der sogenannten Mojavewüste Kaliforniens gelegen, die von Osten nach Westen ihrer ganzen Länge nach von einer großen Ueberlandbahn durchschnitten wird. Die Monate März und April brachten namentlich im südlichen Theile des Goldlandes ungeheure Wolkenbrüche, wie man sie seit vielen Jahren nicht erlebt hatte.

Eines Tages langte in Daggett ein Zug aus dem Osten an, der gegen zweihundert Passagiere beherbergte, zu gleicher Zeit traf eine Depesche von der Nachbarstation Waterman ein, daß der dort durchströmende Mojavefluß fürchterliche Ueberschwemmungen angerichtet und den Bahndamm auf eine lange Strecke vollständig zerstört habe. Ebenso meldete der Draht von der anderen, östlichen Seite verschiedene Auswaschungen, Ueberfluthungen und Fortschwemmungen längerer Theile des Bahnkörpers; somit saß der Zug hier wie die Maus in der Falle. Der winzige Ort in der Wüste, nahe bei sehr reichen Silberminen gelegen, war natürlich auf einen Zuwachs von etwa zweihundert Essern nicht eingerichtet, zumal von vornherein nicht bestimmt werden konnte, wie lange die Abschließung von der Welt — eine solche bestand buchstäblich — dauern werde. Die Nachrichten, welche gleich am ersten Tage eingezogen wurden, lauteten sehr bestimmt dahin, daß vor Ablauf von mindestens acht Tagen gar nicht an Herstellung und Fahrbarkeit der Bahn gedacht werden

dürfe. So lange mußte also mindestens Rath geschafft werden, die seßhaften Bewohner des Platzes, sowie den sehr erheblichen Zuwachs von mehreren hundert Köpfen vor dem Hungertode zu bewahren.

Die Last, diese in der That schwierige Aufgabe zu lösen, ruhte einzig und allein auf den Schultern des Besitzers eines Gasthauses, welches, ohne Konkurrenz dastehend, in dieser schwierigen Lage zu beweisen hatte, ob es derartigen ganz außergewöhnlichen Anforderungen gewachsen sei. Der Besitzer war zufällig ein Deutscher, bekundete bei dieser Gelegenheit aber eine Findigkeit wie der schlaueste Yankee.

Sobald nämlich die Sachlage klar zu überschauen war, machte er sofort einen Ueberschlag aller seiner Speisevorräthe, der das Resultat lieferte, daß selbige, normale Zeiten angenommen, nicht länger als etwa drei Tage für eine solche Zahl von Kostgängern ausreichen würden. Es herrschte aber ein offenbarer Ausnahmezustand, der sich sehr wohl mit einer Belagerung vergleichen ließ, und demgemäß mußten auch Maßregeln getroffen werden, die den Fortbestand dieses Häufchens zusammengedrängter Menschen gewährleisteten.

Als der Wirth mit seinem für zehntägige Dauer auskalkulirten Rechenexempel fertig geworden, erließ er eine Bekanntmachung, die etwa folgenden Wortlaut hatte: „Ich fühle mich, gleichsam als Kommandant, dem das Wohl so und so vieler Untergebenen anvertraut ist, veranlaßt, das Nachstehende zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Für volle zehn Tage übernehme ich die feierliche Verpflichtung, jeden der zur Zeit hier Anwesenden so weit lebend zu erhalten, als dies bei von jetzt an verabreichten Drittelportionen, zu denen ich von vornherein greifen muß, möglich ist. Die vorhandenen Vorräthe an lebendem und todtem Speisematerial fordern gebieterisch diese Verkleinerung alles Verabreichten, zugleich aber zwingt mich meine Mühewaltung und die schwierige Eintheilung der mir zu Gebote stehenden Eßwaaren zu dem Anspruch auf eine Schadloshaltung, die ich dadurch zu erreichen glaube, daß ich für diese Noth- und Drangsalsperiode alle Preise verdoppele. Bei allen meinen guten Vorsätzen, mich dem Wohle meiner Mitmenschen dienstbar zu machen, verhehle ich mir nicht, daß während der kommenden Tage ‚Schmalhans' etwas den Küchenmeister spielen wird, es dürfte sich daher empfehlen, sich zur Vorsorge mit den Vortheilen bekannt zu machen, die unter Umständen ein guter Schmachtriemen zu bieten vermag. Unter den vorstehenden Bedingungen gewährleiste ich Jedem sein lebendes Dasein bis zur Erlösung, indem ich ihm gleichzeitig die Garantie gebe, daß sein Körpergewicht nicht über fünf Pfund abgenommen haben soll."

Die Bewohner des Ortes, sowie die Fremdlinge, in diesen Anordnungen ihre einzige Rettung erblickend, gingen selbstverständlich mit Freuden auf diese Festsetzungen ein und wurden auf diese Weise bis zur Wiedereröffnung der Bahn, die am elften Tage erfolgte, durchgefüttert. Freilich waren Schweine- und Hühnerstall des Wirthes bei dieser Gelegenheit darauf gegangen, man munkelte sogar, daß seine zahlreichen Katzen sich erheblich verringert hätten, dafür aber lag auch ein nettes überschießendes Sümmchen im Kasten. Damit war jeder Theil in hohem Grade zufrieden gestellt. [O. v. Briesen.]

Humoristisches.



Nicht angemessen.

Fremder: Höre 'mal, Kleiner, willst Du dies Brieschen wohl Deiner Schwester geben . . . hier sind auch zehn Pfennig für Dich!

Der zehnjährige Hans (stolz): Zehn Pfennig? . . . Wissen Sie auch, daß meine Schwester fünftausend Thaler mitkriegt, mein Herr!



Einerlei.

Sommerfrischler: Da merkt's Einer gleich, daß der Herr Oberkellner Urlaub hat und so 'n ungeschickter Hausknecht die Gäste bedienen muß; wie können Sie mir denn Brauneberger statt Rüdesheimer bringen? Sie können wohl nicht lesen?

Hausknecht: Nee! aber 's macht auch nix! 's schmeckt einer wie der andre; sie sin' ja aus dem nämlichen Faß!

Seltsamer Wunsch. — Die Gattin des Satirikers John Dryden, Elisabeth Howard, beklagte sich häufig darüber, daß ihr Gemahl sich um seine Bücher mehr bekümmere, als um ihre Person. „Kannst Du mir es verdenken, wenn ich bisweilen wünsche, selber ein Buch zu sein, damit Du Dich mehr mit mir beschäftigtest?"

„Ein Buch, meine Liebe?" rief Dryden, „in der That, ein vortrefflicher Gedanke! Noch lieber aber wäre es mir, wenn Du ein Kalender wärest!"

„Warum ein Kalender?" fragte die Gattin verwundert.

„Nun, weil ich Dich dann alle Jahre neu bekäme!" [E. K.]

Bilder-Räthsel.





Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 30:

Wahrheit ist ein starker Trank,
Wer ihn braut, hat selten Dank.

Homonym.

So klein ich bin, o lern' mich zeitig ehren!
Hast du den Willen, kann dir's Niemand wehren.
Unglaublich viel kann ich im Leben nützen,
Vor vielerlei Gefahren dich beschützen.
Ich heiße geradeso wie eine Zahl;
In ander'm Sinn bedeut' ich Fluch und Qual.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung von Nr. 30:

der Ergänzungs-Aufgabe:

I	L	L	E	R
L	I	L	I	E
I	D	I	O	M
A	R	A	G	O
S	A	R	A	H

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.